

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 19

Artikel: Der doppelte Vorhang
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-710585>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der doppelte Vorhang

Diskussionsbeitrag zur Militäraussprache.

Es ereignet sich gegenwärtig das bemerkenswerte Schauspiel, daß auf der schweizerischen politischen Bühne wieder eifrig über Militärfragen diskutiert wird, obwohl es erst wenige Monate her sind, seit der Schweizer Soldat das Gewehr wieder an die Wand gehängt hat und der Ansicht war, feldgrau sei bis auf weiteres nicht mehr Modefarbe. Die Aussprache wurde durch den Interniertenskandal einerseits, das Militärbudget von über 800 Millionen andererseits ausgelöst und hat nun eine Menge Stimmen zu einem Chor werden lassen, der ungewohnte Melodien ertönen läßt. Ungewohnt insofern, als man während der sechs Kriegsjahre den Schleier des Geheimnisses über alles, was in unserem Volksheer vor sich ging — Geheimniswürdiges und Geheimnisunwürdiges — gebreitet hatte. Sobald dieser Schleier auch nur an einer Ecke leicht gehoben wurde (ich meine den Interniertenhandel), bekam dieser und jener Soldat Lust, ebenfalls «auszupacken» und allerlei ungereimte Vorfälle oder solche, die ihm ungereimt erscheinen mußten, in die große Wäsche zu tragen. Und schon steht man unter dem Eindruck, als sei in den sechs Jahren sozusagen überall und immer bei Gelegenheit

leicht «über den Hag gefressen» worden, als sei nicht immer alles ganz genau nach Recht und Gesetz zu- und hergegangen, als habe man mehr als einmal fünf gerade sein lassen. Da entdeckt einer eine unnütze Autofahrt mit einem Lastwagen, wobei viele Liter Benzin draufgegangen sein mögen; da bringt einer den Vorfall zur Sprache, daß er bei seiner Rückkehr aus der Fremdenlegion hinter schwedische Gardinen gesteckt worden sei, dieweil der Offizier, unter welchem er in der Sahara gedient hatte, strafflos geblieben sei, als er in seine Heimat zurückkehrte; da hat schließlich einer herausgefunden, daß in der Phase des «stürmischen» Bunkerbaues im Jahre 1940 eine Sperre nicht zweckmäßig ausgemessen worden sei, wodurch dem Staat 30 000 Franken Mehrkosten entstanden seien, und so weiter... Wir meinen: In sechs Jahren geht es in einem Unternehmen von den Riesenausmaßen einer Armee nie und nimmer ohne «Betriebsunfälle» ab. Wo nicht Recht und Gerechtigkeit offensichtlich grob verletzt wurden, soll man diese Intermezzi nicht an die große Glocke hängen. Denn schließlich werfen solche «Enthüllungen», die vielfach nur einem persönlichen Geltungsbedürfnis entsprechen, Schlagschatten

auf das Ansehen unserer Armee, die viel zu groß dimensioniert sind und in keinem Verhältnis zur Schwere der betreffenden Verfehlung stehen. Damit ist aber auch zugleich gesagt, daß dort, wo die Zensur wirkliche Skandalaffären verhüllt hat, der Vorhang nicht rasch und nicht hoch genug gehoben werden kann — da erwartet man dringliche und absolut klare Herausarbeitung der Verantwortlichkeiten und auch die notwendigen Konsequenzen.

Aber auch vor einer anderen Bühne des Militärtheaters ist der Vorhang noch heruntergelassen, und man erwartet auch von ihm, daß er demnächst hochgehen werde: es hat sich weitherum im Land eine Unsicherheit breit gemacht darüber, ob wir mit unserer Wehrorganisation angesichts der gewaltigen Umwälzungen der Kriegstechnik noch auf dem rechten Weg sind. Vor allem beim einfachen Mann, der nach getaner treuer Pflicht seinen Soldatenrock eingekämpft hat, steigen die Zweifel auf, und er erwartet eine Orientierung von denen, die dazu imstande sein sollten, von den gegenwärtigen Spitzen unserer Armee. Es ist bestimmt eine verkehrte Politik, wenn sie sich ins Schneckenhaus zurückziehen und höchstens durch andere sagen lassen,

Die britische Gebirgsarmee

Wer das britische Inselreich kennt, wird sich ohne weiteres darüber klar sein, welche gewaltige Aufgabe es für den britischen Generalstab bedeutete, eine eigene und technisch hochstehende Gebirgstruppe auszubilden. Daß die Briten eine erstklassige Gebirgsarmee dringend benötigten, darüber war man sich in London gleich zu Beginn des vergangenen Krieges klar. Denn wenn der Kampf auf kontinentalem Boden ausgetragen werden sollte, so mußten vielenorts gewaltige Gebirgsmassive kämpfend überwunden werden. Die Deutschen hatten genügend Gelegenheit, ihre Truppen in dieser Art Kriegsführung auszubilden. Zudem war für die jungen deutschen Männer das Gebirge mit den damit verbundenen Sportarten, wie Klettern und Skifahren, keineswegs Neuland. Die Briten hingegen sahen sich genötigt, mit Leuten eine Ski- und Gebirgstruppe auszubilden, von denen der größte Teil noch nie in ihrem Leben auch nur von Distanz ein Gebirge gesehen hatten. Zuallererst war es wichtig, eine genügende Anzahl britischer Sportsleute zu finden, die als Instruktoren in Frage kamen, und Großbritannien hat erneut den Beweis geliefert, daß es nicht nur das erste Land des Fußballs ist, sondern das erste Sportland gemeinhin. Unter der Leitung von Cpt. F. H. Harries wurde auf Island vorzügliche Arbeit geleistet und viele Ue-

bungslager entstanden in den schottischen Bergen.

Männer, die nie ein Paar Skier sahen.

Aus ganz England strömten Stahlarbeiter, Chauffeure, Angestellte, Schullehrer, Studenten zusammen. Meist Männer, die vor Beginn der Ausbildung noch nie ein Paar Ski oder einen Schneeschuh zu Gesicht bekamen. Doch lernten sie mit echt englischer Zähigkeit und Ausdauer, Felsen, Gletscher, Moränen und Kamine überwinden, — ihre Ski oder Gebirgsstöcke zu handhaben, ohne dadurch im Kampf behindert zu werden; mit Eispickel Stufen zu schlagen und im Schnee zu biwakieren. Alle Arten von Kletterkenntnis und Seiltechnik wurden in ihr Programm aufgenommen und die Männer der Mount-Everest-Expedition und Skikanonen der Olympischen Spiele trugen ihren Teil dazu bei. Auch jene kräftigen Burschen wurden als Instruktoren herbeigezogen, welche an Seilen die Klippen Cumberlands hinabsteigen, um die Eier der Seevögel zu sammeln. Der Engländer konnte sich bei dieser Art Kriegsführung auf keinerlei Tradition stützen, und viel Neues mußte erst noch erfunden werden. Was den Flachländern vor allem fehlte, war natürlich die für das Gebirge notwendige Körperkondition. Man mußte den Leuten nicht nur die verschiedenen Techniken des Skifahrens und des Klet-

terns, des Marschierens im Gebirge beibringen, sondern es galt, erstmals diejenigen Muskelstränge zu aktivieren und zu stählen, die — man kann wohl sagen — im Gebirge lebenswichtig sind.

Einsamkeit der Bergwelt — die psychologische Klippe.

Einem weiteren Faktor mußte Rechnung getragen werden, der uns selbstverständlich erscheint, auf den man jedoch den Engländer zuerst noch vorbereiten mußte. Der Kampf im Gebirge bringt für den Soldaten eine große Nervenanspannung mit — die Einsamkeit. Die gewaltige Stille eines Schneefeldes oder eines wilden Gebirgswaldes, die weite Ausdehnung des Himmels und die leere Landschaft, wo sich kein menschliches Wesen rührt. Wir müssen uns vorstellen, daß eine solche Umgebung für einen jungen Mann, der im Trubel der Großstadt London aufgewachsen ist, zur seelischen Belastung werden kann. In dieser imposanten Umgebung fühlt er plötzlich seine eigene Unwichtigkeit und dieses Gefühl wirkt sich schwer auf die Psyche eines Mannes aus, — zu schwer, wenn er als Soldat dort stehen und in der wilden Natur kämpfen soll. Aber auch diese Klippe konnte bezwungen werden. Die Männer der britischen Gebirgsarmee lernten die anfänglich unheimliche Stille lieben und sich in den gewaltigen Räumen wohl zu fühlen.

M. W. W.

daß die einschlägigen Fragen sich «im Studium» befinden. Solche Selbstverständlichkeiten fischt man dem denkenden Eidgenossen nicht auf. Gewiß; Niemand erwartet bereits abgeschlossene Folgerungen, niemand verkennet die Schwierigkeit, schon einige Monate nach Einkehr der Waffenruhe vollständigen Bescheid zu erhalten, über die Auswertung der Kriegserfahrungen. Aber trotzdem sollten einige **grundsätzliche Fragen** abgeklärt sein, denn einmal wird man schließlich an den Neubau

unserer Armee herantreten müssen. Wenn sogar eine «Neue Zürcher Zeitung» die Frage stellt, man möchte gerne wissen, «warum die Schweiz z. B. bei der Verwendung der Raketenwaffen, in der Radio-lokalisierung, im Bau geländegängiger Fahrzeuge und wirklich moderner Flugzeuge, in der Beschaffung wirklich durchschlagender Panzerabwehrwaffen so weit zurückgeblieben sei», wenn ein solches Blatt gerne Auskünfte haben möchte — wieviel mehr hat der «kleine Mann» An-

recht darauf, endlich zu wissen, welche Ansichten höheren Orts nun tonangebend sind und wie man sich den Weg in die Zukunft denkt. Auch dieser Vorhang wartet auf einen Mann, der ihn resolut in die Höhe zieht und der dem Volk, von dem man ja immer wieder sagt, es repräsentiere selber die Armee, Einblick gewähren soll auf die Bühne, deren Bretter zwar nicht mehr die Welt bedeuten, die aber in unserem eidgenössischen Dasein trotzdem mehr bedeutet als ein Amusement. -o-

Ruhe im Kantonement

Von Hans Heini Baseler.

So sehr seit jeher das interessante Phänomen des Schlafens die Forscher und Dichter beschäftigte, so wenig haben sich diese Leute mit dem Thema «Die Kunst des Mannes mit vielen Männern zu schlafen» befaßt. Und doch mußte schon während des letzten Krieges und jetzt wieder wie mancher Mann in einer «Flohburg» auf «Stierenfedern» nächtigen, nämlich im Militärdienst. Und obwohl Tausende das schon erlebt haben, muß es uns nicht stutzig machen, daß niemand der Öffentlichkeit davon Kenntnis gegeben hat. Gehört denn das, was sich so in einem Schulhaus-Kantonement zwischen zehn Uhr abends und morgens sechs Uhr abspielt, zu jenen Erlebnissen, über die ein Mann nicht spricht? Ich hoffe nicht, mit meiner Betrachtung gegen einen ungeschriebenen Kodex der Mannesehre zu verstoßen. Doch es entsteht in solchem Augenblick die heikle Frage, ob sich ein schreibender Mann überhaupt noch dem männlichen Geschlecht zuzählen darf, denn Schriftsteller sind notwendigerweise Verräter und geben Dinge preis, die ein anderer für sich behalten würde — und Verrat ist mit Mannesehre und erst recht mit Soldatenehre nicht vereinbar?

Das Nächtigen im «Hotel zu langen Federn» mit dreißig oder vierzig Kameraden ist kriegsbedingt und entzieht sich daher einer ins einzelnen gehenden Darstellung wie auch der Kritik. Es genügt zu wissen, daß es sich um einen Bereitschaftsdienst handelt, zu dem die schon erwähnten Männer aus den verschiedensten Berufen herangezogen worden sind.

Der Raum, in welchem sich diese Männer von Zeit zu Zeit abends versammeln, ist eine Dorfschulstube oder der Saal eines ländlichen Wirtshauses, einer jener Säle, die um die Jahrhundertwende für die Lustbarkeiten dörflicher oder halbstädtischer Bevölkerung geschaffen wurden. Fast jeder, zumindest die Hälfte dieser Männer, kennt diese Massenquartiere schon von früher — es ist beinahe ein Menschenalter her, Darnals im ersten Weltkrieg hingen an der Decke vielleicht noch bunte Girlanden der Bundesfeier 1914. Nun aber sind die Männer wieder eingerückt. Zehn Uhr abends, da ist mancher von ihnen von der ungewohnten Tätigkeit müde und rasch fällt er in die Arme des Schlafgottes, ohne sich zu besinnen, er ist weg, der Glückliche, ja selbst ein Sirenen-ton könnte ihn jetzt nicht mehr wecken. Andere quälen sich mit Vorstellungen, hier schlafen zu

müssen, und zögern den Beginn des Kampfes mit dem Strohsack und seinen Stierenfedern hinaus. Und wieder andere denken noch gar nicht an Schlaf. Zehn Uhr ist für sie keine Schlafenszeit, und so sitzen sie noch am Fuße des Sackes, erzählen Witze oder hächeln diesen oder jenen Offizier oder Unteroffizier durch. Und wenn dann um halb elf Uhr das Licht gelöscht werden muß und der «Dachfirstagent» versucht, die Ruhe im Kantonement herzustellen, so ist für diese Dauerplauderei der Tag oft noch lange nicht zu Ende und die Sticheleien, manchmal auch ein Fußschweißtui, fliegen hin und her. Schließlich aber wird es doch Ernst mit dem Massenschlaf.

Es wird ruhig, einer hustet, zwei reden halblaut, ein zweiter hustet. Oder ist es derselbe, nein, jetzt husten gleich zwei, drei. Wie verschieden doch Husten klingen kann. Dem einen merkt man an, wie ihn dieses Räuspern quält, er erstickt fast am Husten. Ein anderer gibt sich mit ungezügelter Leidenschaft der Aufgabe hin, mit dem widerspenstigen «Totenhofjodler» fertig zu werden. «So, ball doch nicht eso verrückt», ruft einer und es ist ehrlich gemeint, aber vielleicht nicht gerade klug, dieser Meinung Ausdruck zu geben, denn der Beller pocht auf sein gutes Recht, zu husten, so gut, so laut und so oft er will und muß, und im Nu ist eine Diskussion über die unmenschliche Forderung im Gange. Bis mit einem entschiedenen «Schnurre halte», das fanfarenartig durch den Saal dringt, den populärmedizinischen Ratschlägen ein Ende gesetzt wird.

Ruhe im Kantonement! Aber Ruhe und Stille sind relative Begriffe. Aus dem leisen Geräusch der Atemzüge, das sich hie und da zu einem leichten, gleichsam versuchsweisen Schnarchen verschärft, hebt sich das Gemurmel einer halblaut geführten Unterhaltung ab. Sind es zwei Kohnnackbarn, die noch nicht schlafen können, jedenfalls spinnen sie ihr Garn in unbekümmerter Gemächlichkeit. Es muß eine wichtige Geschichte sein, die da mitgeteilt wird, nur selten unterbrochen von Einwüfen des Zuhörers. Nicht ohne Neid folgt man diesem Vortrag, man versteht in der entlegenen Ecke zwar kein Sterbenswörtchen, aber hier kann es keine Zweifel geben, hier ist ein ausgesprochenes Erzählertalent am Werke. «Ja, so müßte man erzählen können, so frisch, lebendig, mit guten Akzenten und spannendem Anstieg der Rede.» — Man sieht förmlich, wie der Zuhörer gefesselt ist. Doch nicht alle Nichtschläfer folgen diesem

Vortrag mit so teilnehmend-wohlwollendem, sachverständigem Interesse. Jäh fährt in die relative Stille der plätschernden Rede ein wilder Ausbruch eines Mannes, der offenbar gar keinen Sinn für die Kunst der Erzählung hat, sondern nur den einen Wunsch, zu schlafen. «Höret mit däm verdammte Quatsch äntlig uff!» Und wieder entfesselt sich ein Sturm der Entrüstung gegen die Plauderer, mehr noch gegen den Protestler, dessen heftiger Zwischenruf die soeben eingedöstten Männer wieder geweckt hat. Doch wie alles, nimmt auch das sein Ende, und die Nacht schreitet fort.

Vielleicht hört man noch, wie dort sich einer in seine Bundesfedern hineinöhlt, dann sinken die Männer tiefer und tiefer in den Schlaf. Und lauter und lauter wird das Konzert der Schnarcher. Siedet der eine sanft Händöpfel, so macht der andere Geräusche, als müsse er einen ganzen Urwald absägen und drüben röchelt einer so sanft und zart, wie die Windmaschine im Theater. Dann ist auch schon wieder ein Totenhofjodler fällig und bellt seinen Husten durch die Stille. Einer will leise aus dem Saal gehen, aber torkelt in der Dunkelheit schlaftrunken über ein schwergenageltes «Blattalbum», flucht und weckt das Echo von noch zwei kräftigeren Flüchen, die ihm gelten. Die Windfangtüre des Saales quitscht erbärmlich. Warum läßt sie der Kerl noch ausschwingen, denkt mancher, einer aber glaubt es, sich und seinen Kameraden schuldig zu sein und ruft die Frage dem Abgehenden laut nach, übrigens in einer Form, die sich literarischer Mitteilung entzieht, zumal sie sich auf unmißverständliche Art mit dem besonderen Zwecke des geräuschvollen Abtritts jenes Kameraden beschäftigt.

Mitternacht ist längst vorüber. Von der nahen Turmuhr kesselt es drei harte Schläge in den neuen Morgen. Hat man am Ende doch geschlafen? Indem man alles, was um einen vorgeht, beobachtet, mit Auge und Ohr, kommt der Schlaf ganz unversehens über einen. Es gibt einen Erfahrungssatz über die Kunst, mit Männern zu schlafen: Man muß sich nicht im guten Wachen irre machen lassen, durch die falsche Energie, einschlafen zu wollen. Man muß ruhig auf dem Strohsack liegen mit den Gedanken: wie gut, daß du hier so ruhig liegst, und muß das Ruhen im Kantonement genießen. Aber dann ist — über einem nochmaligen Versinken in einen schönen traumfreien Frühschlaf — plötzlich die Stunde der Tagwache da. Alle Qual der Nichtschläfer